

# 1 NETZWERKFORSCHUNG

*„Wir stehen also eher am Beginn einer Entfaltung der Netzwerkforschung, deren Potentiale bei weitem noch nicht ausgelotet sind.“ (Stegbauer/Häußling 2010a, S. 14)*

## Was Sie in diesem Kapitel lernen können

In diesem Kapitel kann sich der Leser zunächst allgemeine und weitestgehend interdisziplinäre theoretische Grundlagen der Netzwerkperspektive aneignen, an die in der Sozialen Arbeit angeknüpft werden sollte. Dabei geht es hier sowohl um für die Soziale Arbeit brauchbare Begriffsdefinitionen und Typendifferenzierungen (Kap. 1.1.1 und 1.1.4) als auch um Abgrenzungen zu inhaltlich verwandten und fachlich (über-)strapazierten Begriffen (Kap. 1.1.2 und 1.1.3). Des Weiteren wird das Thema Netzwerke und Hierarchie kritisch beleuchtet und aus professionstheoretischer Sicht bewertet (Kap. 1.1.5). Vor dem Hintergrund dieses Wissens setzt sich der Leser anschließend mit der herausragenden Bedeutung der Netzwerkorientierung für Disziplin und Profession Sozialer Arbeit auseinander und erfährt, warum sie als grundlegendes Arbeitsprinzip verstanden werden sollte (Kap. 1.1.6).

Im zweiten Schritt des Theorieteils wird die empirische Netzwerkanalyse fokussiert und vorgestellt: Der Leser lernt, wie man Netzwerke erfassen, abgrenzen, darstellen und mit Kennzahlen beschreiben kann (Kap. 1.2.1 bis 1.2.3). Obwohl der Fokus des Lehrbuchs auf der fallunabhängigen Arbeit in institutionellen Netzwerken liegt, werden im Kontext der Netzwerkanalyse auch Besonderheiten der Analyse egozentrierter Netzwerke ergänzt (Kap. 1.2.4).

Im dritten Schritt findet eine Auseinandersetzung mit einzelnen zentralen Aspekten und Methoden statt, die aus der Netzwerkpraxis resultieren und die den Leser auf die Praxisbeispiele im Folgekapitel vorbereiten (Kap. 1.3.1 bis 1.3.3). Im Sinne der Verfestigung des theoretischen Wissens rund um Netzwerke in der Sozialen Arbeit werden – den Theorieteil abschließend – Wiederholungsfragen bereitgestellt.

In der deutschsprachigen Sozialforschung, an die hier aus Sicht der Sozialen Arbeit angeknüpft werden soll, ist von Netzwerkforschung als Oberbegriff für Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie die Rede – im Gegensatz zu den USA, wo die Soziale Netzwerkanalyse (,social network analysis‘) und damit die Analysemethoden und -techniken generell im Vordergrund stehen (Stegbauer/Häußling 2010a, S. 14). Der Begriff ,social network analysis‘ lässt sich jedoch eigentlich nicht direkt ins Deutsche übersetzen, weil man nicht sagen kann, dass die Analyse von Netzwerken etwas ,Soziales‘ an sich hätte. Da sich auch beispielsweise Ingenieure der Elektrotechnik unter dem Thema Netzwerkanalyse mit

Stromausfällen bzw. Ausfallsicherheit beschäftigen, mag er ansonsten in die Irre führen (Stegbauer 2008, S. 12). Die deutschsprachige Besonderheit, generell von Netzwerkforschung zu sprechen, verdeutlicht, dass hierzulande, stärker als dies im internationalen Bereich üblich ist, eine Theoriedebatte geführt wird (ebd., S. 13). Aber auch in den USA lässt sich seit den 1990er Jahren ein zunehmendes theoretisches Interesse verzeichnen – nach einem Fokus auf Methoden der Netzwerkanalyse in den 1970er und 1980er Jahren (Stegbauer/Häußling 2010a, S. 13). Dabei versteht sich von selbst, dass nicht eine umfassende Theorie, sondern unterschiedliche Sichtweisen der Beziehungsstruktur in Form von Theorien mittlerer Reichweite oder Theoremen diese (nicht unproblematische) Theoriedebatte prägen. Somit zeichnet sich für Stegbauer und Häußling (2010b, S. 57) das Selbstverständnis der Netzwerkforschung analog zu ihrem Gegenstand durch Heterogenität und Dynamik aus: Es existieren verschiedene Theoriebestrebungen sowie divergierende Forschungsstrategien, die entweder an den Relationen, an den Positionen bzw. Knoten oder an dem Gesamtnetzwerk ansetzen und von dort Netzwerkstrukturen beschreiben.

Die Netzwerkforschung ist ein äußerst dynamisches Forschungsfeld, das sich wie kaum ein anderer Sozialforschungsbereich interdisziplinär entwickelt und daher transdisziplinäre Zusammenarbeit fördert (Stegbauer/Häußling 2010a, S. 13). Es ist daher richtig und wichtig, auch mit (v. a. anwendungsorientierten) Fragestellungen und Erkenntnissen aus Disziplin und Profession Sozialer Arbeit an dieses Forschungsfeld anzuknüpfen und es damit zu bereichern – dem soll dieses Buch Rechnung tragen. Darüber hinaus fällt die Form der transdisziplinären Zusammenarbeit der Sozialen Arbeit sehr leicht, schließlich konstituiert sich die Wissenschaft Soziale Arbeit aus den Beiträgen unterschiedlicher Fächer sowie deren Perspektiven und Methoden, die sie unter der ihr eigenen Zielsetzung zu integrieren vermag (Motzke 2014, S. 44).

## 1.1 Theoretische Grundlagen

In diesem ersten Teil zu theoretischen Grundlagen der Netzwerkorientierung in der Sozialen Arbeit soll einerseits inhaltlich an die sozialwissenschaftliche Netzwerkforschung bzw. Netzwerktheorie angeknüpft werden, andererseits sollen theoretische Aspekte herausgearbeitet werden, die für die Netzwerkperspektive der Sozialen Arbeit spezifisch sind.

### 1.1.1 Netzwerke als neues Paradigma

In dem in der Einleitung genannten Kontext ist es nicht verwunderlich, dass die Netzwerkforschung in den letzten Jahren – auch im deutschsprachigen Bereich – einen enormen Aufschwung erfahren hat. So gibt es kaum mehr ein sozialwissenschaftliches Fachgebiet, in der die Netzwerkperspektive nicht bedeutungsvoll wäre (Stegbauer/Häußling 2010a, S. 13). Aktuell werden daher die Netzwerkanalyse und die Netzwerktheorie in Anlehnung an Kuhn (1973) als „neues

Paradigma in den Sozialwissenschaften“ (Stegbauer 2008, S. 11) wertgeschätzt: Neu und anders ist dieses *Netzwerkparadigma* insofern, als es sich von der klassischen Surveyforschung abgrenzt. Die Akteure werden nicht mehr isoliert betrachtet, sondern man berücksichtigt in der Netzwerkforschung den Beziehungskontext und die Beziehungsstruktur zwischen den Befragten.

Erhofft werden durch eine solche Forschung neue Erkenntnisse, die die Gräben zwischen Theorie und Praxis, zwischen Mikrophänomenen und Makrophänomenen oder eben zwischen qualitativer und quantitativer Forschung überbrücken können (Stegbauer/Häußling 2010a, S. 14). Der *Anwendungskontext des Netzwerkbegriffs* in den Sozialwissenschaften reicht heute von der traditionellen Perspektive der formalen Netzwerkanalyse zur Untersuchung von Austausch-, Beeinflussungs- und Machtprozessen zwischen natürlichen Personen bis hin zu einem – bereits oben skizzierten – Verständnis als sozialpolitischem und ökonomischem Steuerungsansatz institutioneller Netzwerke (Schubert 2008, S. 35). Denn Netzwerke wurden in der wirtschaftlichen wie politischen Praxis bereits erfolgreich als eine neuartige Form der Handlungskoordination eingesetzt, da Netzwerke Problemlösungen zustande bringen, die anderen organisatorischen Arrangements und Strukturen überlegen sind (Weyer 2014, S. 39). Neben Wirtschaft und Politik finden sich in der Netzwerkgesellschaft selbstverständlich zahllose weitere *Anwendungsfelder der Netzwerkforschung* – so wie beispielsweise Soziales, Bildung, Wissenschaft, Technik und Soziale Räume, um nur einige Felder zu nennen. Im Hinblick darauf und mit Blick auf die deutsche Forschung ist bei Ziegler (2010, S. 39–53) ein komprimierter Überblick über Entwicklungen und Schwerpunkte der deutschsprachigen Netzwerkforschung der letzten drei Jahrzehnte zu finden.

Die *neue Netzwerksichtweise* hat sich in den letzten Jahren in Deutschland mit enormer Geschwindigkeit verbreitet, was sich neben fokussierten Zeitschriftenbeiträgen insbesondere an der Anzahl an Überblicksaufsätzen, Monografien, Sammelbänden und Lehrbüchern zeigt (neuerdings exemplarisch Jansen 2006; Schubert 2008; Stegbauer 2008a; Stegbauer 2016; Stegbauer/Häußling 2010c; Fischer/Kosellek 2013; Quilling et al. 2013; Weyer 2014). Entscheidende Impulse gehen auch von der seit 2010 existierenden Sektion ‚Soziologische Netzwerkforschung‘ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) aus, die u. a. mit einer offenen Mailingliste eine Informationsplattform für die deutschsprachige Netzwerkforschungs-Community installiert hat und Publikationslisten generiert. Darüber hinaus ist eine Vielzahl an – oft interdisziplinär gestalteten – Tagungen und Workshops zum Thema zu verzeichnen (z. B. alljährliche ‚Trierer Summer School on Social Network Analysis‘, aktuell Gründung einer ‚Deutschen Gesellschaft für Netzwerkforschung‘). Diese Entwicklungen führten bereits dazu, dass eine kleine Zahl von Hochschulstudiengängen in unterschiedlichen Fachrichtungen mit dem Schwerpunkt Netzwerke aus der Taufe gehoben wurde und in der Folge auch bei der Denomination von Professuren Schwerpunktsetzungen im Netzwerkkontext zu finden sind. Aber auch international ist die deutsche Netzwerkforschungs-Community vernetzt, was sich exemplarisch an ihrer regen Beteiligung an der alljährlichen ‚Sunbelt-Conference‘ des ‚International Network for Social Network Analysis‘ (INSNA) veranschaulichen lässt. All dies macht

deutlich, dass viele verschiedene wissenschaftliche und anwendungsorientierte Disziplinen das neue und wachsende Paradigma als erkenntnisleitendes Prinzip und als Methode einsetzen – so auch die Soziale Arbeit.

In *Bezug auf die Soziale Arbeit* beginnen die Überlegungen meist mit der Feststellung, dass *Netzwerke* seit langem als „Schlüsselkategorien Sozialer Arbeit“ (Becker 2006, S. 34) gelten. Bestätigt wird dies durch den Befund, dass in allen aktuell relevanten Theorien, Konzepten und Methoden Sozialer Arbeit letztlich netzwerk- und unterstützungsbezogen argumentiert wird – und dies auch da, wo entsprechende Begrifflichkeiten und Bezugnahmen nicht explizit deutlich werden (Kruse 2005, S. 36). Vor diesem Hintergrund stellt sich aber die Frage, was an dem wachsenden Paradigma der Netzwerkorientierung das genuin Neue für die Soziale Arbeit ist. Mit Kruse (ebd., S. 41) ist zu antworten, dass Netzwerkarbeit (d. h. Vernetzung und vernetztes Arbeiten) eine alte, bekannte und doch zugleich völlig neue Strategie ist: Stellte Vernetzung in der Vergangenheit eine Strategie zur Steigerung der *Effektivität* der Hilfe für die Klienten dar, so richtet sich aktuell der Fokus zumeist auf die *Effizienz*, d. h. auf ein systematisches Prozessmanagement der Hilfeleistungen mit dem Ziel der Rationalisierung und Optimierung sozialer Dienstleistungen und des Ressourceneinsatzes. Zwischen alter Effektivitätsstrategie und neuer Effizienzstrategie besteht jedoch kein grundsätzlicher Widerspruch, weshalb beide in die Soziale Arbeit – wenngleich nicht ohne Vorsicht und Widerstand gegenüber Versuchen der politischen Funktionalisierung – integriert werden können.

Die derzeitige Inflation der Netzwerkrhetorik – in der Sozialen Arbeit wie auch in der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung generell – verdeckt oftmals die Tatsache, dass es einerseits zunächst einer klaren und auf das Anwendungsfeld bezogenen Definition des Begriffes Netzwerk bedarf und dass es andererseits unterschiedliche Typen von Netzwerken und der Netzwerkorganisation gibt, die in Theorie und Praxis unterschieden und differenziert betrachtet bzw. gehandhabt werden. Aufgabe dieses Lehrbuches ist es daher zunächst, für die Soziale Arbeit brauchbare Definitionen und Differenzierungen anzubieten, die an den sozialwissenschaftlichen Diskurs um Netzwerke angeschlossen sind.

Der Begriff ‚*Netzwerk*‘ bezeichnet grundsätzlich die Tatsache, dass Menschen miteinander sozial verknüpft sind – d. h. bildhaft betrachtet: Menschen werden als Knoten in einem Fischernetz gesehen, von denen Verbindungsfäden zu anderen Menschen laufen, die wiederum einen Knoten darstellen (Gerhardter 2001, S. 1). Die klassische, eher *quantitative Definition* von Netzwerk, die aus dem Kontext der Netzwerkanalyse stammt, bleibt in diesem Bild und spricht von Netzwerken als abgegrenzte Menge von Knoten (d. h. Akteure) und als Menge der zwischen ihnen verlaufenden Relationen (d. h. Beziehungen) (Pappi 1987, S. 15). Mit dem Begriff ‚*Vernetzung*‘ wird dann die Verbindung der Knoten eines Netzwerks über Beziehungen umschrieben, wobei die Verbundenheit zwischen den Akteuren und der Prozess der Beziehungspflege im Mittelpunkt stehen (Schubert 2008, S. 35). Im Anschluss an den Sozialanthropologen Mitchell, einem der Väter der Netzwerkkonzeption, können Interaktionsmerkmale wie der Inhalt, die Dauer, die Intensität, die Häufigkeit sowie die Gegenseitigkeit von Beziehungen als auch Strukturmerkmale des Netzwerks wie die Erreichbarkeit

der Akteure untereinander, die Beziehungsdichte sowie die (sozial-)strukturelle oder räumliche Reichweite unterschieden werden (vgl. Bullinger/Nowak 1998; zur Erläuterung ausgewählter Kennzahlen siehe Kap. 1.2).

Im Verständnis einer eher *qualitativen Definition* wurde der Begriff ‚Netzwerk‘ ursprünglich durch den Anthropologen Radcliffe-Brown im Jahr 1940 in einem metaphorischen Sinn verwendet: Das Netzwerk ist das Geflecht an realen sozialen Beziehungen (Bullinger/Nowak 1998, S. 65). Aber erst der Sozialethnologe Barnes prägte in den 1950er Jahren bei einer Untersuchung der Sozialstrukturen auf einer norwegischen Insel den Begriff in einem strukturellen Sinn: Weil er die vorgefundenen Organisationsmuster nicht mit den herkömmlichen Kategorien (Markt, Unternehmen und Verwaltung, offizielle Gemeinschaften, Expertenkulturen etc.) beschreiben konnte, definierte er das soziale Umfeld als Netzwerk:

*„I shall nevertheless look at social class from merely the one point of view: as a network of relations between pairs of persons according each other approximately equal status. [...] The image I have is a set of points some of which are joined by lines. The points of the image are people, or sometimes groups, and the lines indicate which people interact with each other. We can of course think of the whole of social life as generating a network of this kind.“ (Barnes 1954, in: Bullinger/Nowak 1998, S. 66)*

Im Unterschied zu den traditionellen Organisationsstrukturen verfügten diese, auf Verwandtschaft, Freundschaft und Bekanntschaft beruhenden, sozialen Netzwerke nicht über klare, eindeutige und damit leicht zugängliche Strukturen. Allerdings bestanden zwischen einer Vielzahl von Akteuren Verbindungen, die erfolgreiches gemeinsames Handeln zur Erreichung eines vereinbarten Zieles anstrebten – dabei konnte die Form des Netzwerks extrem unterschiedlich sein (Quilling et al. 2013, S. 10). Diese Erkenntnisse finden sich auch in der Transaktionskostenökonomie wieder, die typologisch die Trias ‚Markt‘, ‚Organisation‘ und ‚Netzwerk‘ unterscheidet und auf die in der Netzwerkliteratur immer wieder zurückgegriffen wurde: Während in einem Markt die Koordination über Tauschbeziehungen funktioniert und Preise die Tauschbeziehungen regeln, erfolgt die Koordination in Netzwerken über interdependente Beziehungen, Aushandlung und Vertrauen. Organisationen unterscheiden sich von Markt und Netzwerk durch formal geregelte Beziehungen von Mitgliedern und entwickelte, formalisierte Routinen.

An die vorangehenden Überlegungen zu quantitativen und qualitativen Aspekten wird angeknüpft, wenn hier mit Blick auf das spezifische *Anwendungsfeld Soziale Arbeit* folgende *grundständige Definition von ‚Netzwerk‘* vorgeschlagen wird – zunächst unabhängig von den verschiedenen Netzwerktypen (s. Kap. 1.1.4):

### **Netzwerk**

Ein Netzwerk ist eine Struktur von Verbindungen unabhängiger Akteure, die gemeinsam ein Thema bearbeiten und dazu ihre Ressourcen einsetzen. Das Netzwerk ist operativ offen und weitgehend ohne Hierarchien, darüber hinaus ist es ein nicht von vornherein befristeter Zusammenschluss mehrerer Akteure.

Erläuterung: Das Netzwerk besteht zunächst aus einer Menge von Beziehungen zwischen einer abgegrenzten Menge von Knoten (‚Struktur von Verbindungen‘). Diese Knoten sind grundsätzlich nicht voneinander oder von Knoten außerhalb des Netzwerks abhängig (mehrere ‚unabhängige Akteure‘). Sie arbeiten themenzentriert (‚gemeinsam ein Thema bearbeiten‘) und setzen ihre Ressourcen zur gegenseitigen Beeinflussung und Unterstützung ein (‚Ressourcen einsetzen‘). Im Unterschied zu traditionellen Organisationsstrukturen sind Netzwerke ‚operativ offen‘ und ‚weitgehend ohne Hierarchien‘, d. h. die Knoten sind untereinander verbunden, aber nicht fest verkoppelt, und es bestehen eher keine festen Regelungsmechanismen und Hierarchien (Unterscheidung Netzwerk und System, s. Kap. 1.1.3). Die Struktur von Verbindungen ist grundsätzlich nicht befristet, kann aber einen geplanten Endpunkt haben bzw. den Zeitpunkt ihrer Auflösung festsetzen (‚nicht von vornherein befristeter Zusammenschluss‘).

Mit dieser Definition sind hinreichende Struktur- sowie Interaktionsmerkmale von Netzwerken bestimmt, die in der Sozialen Arbeit eine Rolle spielen. Durch sie unterscheidet sich das Netzwerk auch von anderen, zum Teil sehr eng verwandten Begriffen wie Kooperation oder System. Diese enge Verwandtschaft des Netzwerks zu Kooperation und System macht es aber gerade lohnenswert, sich Unterschiede, Gemeinsamkeiten sowie wechselseitige Implikationen genauer anzuschauen. Dem soll in den beiden folgenden Unterkapiteln nachgegangen werden.

### 1.1.2    Netzwerk und Kooperation

Netzwerke wurden bisher definiert als Strukturen, durch die unabhängige Akteure miteinander verbunden sind. Im Netzwerk bearbeiten diese Akteure ein Thema gemeinsam und setzen dazu ihre Ressourcen ein. Kooperation hingegen beschreibt „die interaktive Organisation der Erstellung von Leistungen in Arbeitsteilung. Sie erfolgt über die Koordination der zugrunde liegenden Aktivitäten und setzt das Vorhandensein der erforderlichen Ressourcen voraus. Im Kern geht es um einen wechselseitigen Austausch zwischen den beteiligten Akteuren, der auf Dauer angelegt zu Standardisierung und Formalisierung führt“ (Schubert 2011, S. 531). Eine solche Formalisierung kann in der Bildung eines Netzwerks bestehen – mit anderen Worten: Netzwerke sind institutionalisierte Kooperationen.

Dies wirft die Frage auf, welche allgemeineren Aussagen sich in der Literatur zum menschlichen Kooperationsverhalten finden lassen und was diese Erkenntnisse – in die theoretische Überlegungen und Ergebnisse empirischer Tests einfließen – für die praktische Netzwerkarbeit bedeuten. Gibt es also ein grundlegendes „Prinzip Kooperation“ (Pester 1993), das die Netzwerkorientierung in der Sozialen Arbeit trägt, wann ist es erfolgreich, und wie weit ist dieses Prinzip Kooperation belastbar? Kooperation (lat. *cooperare* = zusammenarbeiten, zusammenwirken) ist ein Ausdruck der Sozialnatur des Menschen (Schönig 2015, S. 67ff.). Insofern ist nicht nur die Konkurrenz, sondern auch die Kooperation im menschlichen Verhalten angelegt. Führt man sich die Vielzahl unserer alltäg-

lichen Sozialkontakte vor Augen, so ist die ganz überwiegende Mehrheit dieser Kontakte entweder kooperativ oder gleichsam neutral, jedenfalls konkurrieren wir im alltäglichen Zusammenleben eher selten. Umso nachhaltiger prägen sich daher die Konkurrenzsituationen in die Erinnerung ein.

Gleichwohl machen die biologische Verhaltensforschung und insbesondere die Soziobiologie gewichtige Argumente dafür geltend, dass aus evolutionstheoretischer Sicht die Konkurrenz – und nicht die Kooperation – der grundlegend dominante Interaktionsmodus ist. Demnach führt das Streben allen Lebens nach Wachstum und Fortpflanzung in einer Welt begrenzter Ressourcen zwangsläufig zur Konkurrenz unter den Mitgliedern einer Population. Konkurrenz ist offenbar das im Zuge der Evolution genetisch programmierte Grundphänomen des Zusammenlebens. Kooperation und Gruppenbildung sind demgegenüber nachrangig, d. h. „letztlich Epiphänomene biologisch evolvierter individueller Lebens- und Reproduktionsinteressen und nicht etwa genuine Angriffsflächen und Modelliermasse der natürlichen Selektion“ (Voland 2013, S. 9, vgl. a. S. 14, 21). Folglich ist aus Evolutionsperspektive die Kooperation der Konkurrenz nicht gleichrangig, sondern sie ist ein „Epiphänomen“, d. h. aus der Konkurrenz abgeleitet und ihr nachgeordnet. Kooperation (und damit auch die Kooperation im Netzwerk) findet somit aus sozialbiologischer Sicht nur dann statt, wenn sie der eigenen Konkurrenzfähigkeit (der sogenannten fitness) dient.

Eben dies jedoch ist im alltäglichen Zusammenleben in modernen Gesellschaften der Fall – hier ist eine funktional differenzierte Gesellschaft ohne Kooperation nicht möglich. Gleichzeitig ist diese Kooperation voraussetzungsvoll, komplex und fragil. Diese Komplexität und Fragilität der Kooperation spiegelt sich eindrucksvoll in der Literatur der unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen, ist aber auch ein Hauptthema der bildenden Künste wie auch alltäglicher Gespräche unter Menschen. Sie ist umso mehr ein ständiger Aufreger, da komplexe, moderne Gesellschaften mit ihrer umfassenden Arbeitsteilung mehr denn je von Kooperation durchdrungen sind, von gelingender Kooperation abhängen und insbesondere auch Konkurrenzbeziehungen in Kooperationsstrukturen eingebettet sind. Schon die primäre Sozialisation im Elternhaus zeigt sehr eindrücklich die Bedeutung der Kooperation.

Das Konkurrenzstreben scheint letztlich eine beständige Herausforderung an die Kooperation zu sein, so wie auch die Konkurrenz ständig vom Kooperationsstreben herausgefordert wird. Ein Blick in die Literatur zeigt denn auch eine schier unüberschaubare Vielfalt von Kooperationstheorien, wobei man sich streiten mag, ob es sich hierbei um einige wenige, 17 oder gar 65 unterschiedliche Theorien handelt (Neugebauer 2012, S. 71).

Der weitreichendste Ansatz zur Erklärung von Kooperationsphänomenen ist der kooperative homo cooperativus, der dem konkurrierenden homo oeconomicus gegenüber und beiseite gestellt wurde. Der homo cooperativus akzentuiert eine positive Haltung zur Kooperation im Sinne einer ‚Kooperationsgesinnung‘. Jene Kooperationsgesinnung ist als ‚Genossenschaftsgeist‘ vor allem in der genossenschaftswissenschaftlichen Literatur verbreitet. Selbst dort wurde die Annahme einer Kooperationsgesinnung jedoch schon früh als mehr oder weniger naive „Harmonietheorie“ zurückgewiesen. An ihre Stelle setzte im deutschen

Sprachraum die Münsteraner Schule eine „Konflikttheorie“ der genossenschaftlichen Kooperation, welche eigennutzorientierte Motive (statt einer Kooperationsgesinnung) in den Mittelpunkt ihrer Erklärung von Kooperation stellt (Eschenburg 1973, S. 102). Jene beiden sich widersprechenden Theoriestränge können in der klassischen Literatur auch bei Sombart, Durkheim und Böttcher gefunden werden. Hierbei stellt die Harmonietheorie zur Erklärung von Kooperation eher auf Aspekte der Tradition, mechanisches Zusammenwirken und geringer Reflexion ab, während die Konflikttheorie der Kooperation Rationalität, organisches Zusammenwirken und Reflexion in den Vordergrund stellt. Letztere kann im fortgeschrittenen Modernisierungsprozess einige Plausibilität für sich beanspruchen.

Kooperation ist gerade auch in Netzwerken ein „intra- und interorganisatorisches Spiel mit der Interdependenz, der Reziprozität und dem Wiedersehen“ (Jansen, S. 2000, S. 31). Sie wird dann erfolgreich sein, wenn vier Voraussetzungen gegeben sind (Pester 1993, S. 75f.; im Original mit Hervorhebungen; vgl. ausführlicher Neugebauer 2012, S. 102ff.):

1. *Bewusstsein*: Kooperation setzt insbesondere in Netzwerken eine „bewusste, eigenverantwortliche Entscheidung“ der Akteure voraus. Ein unbewusstes oder unfreiwilliges Zusammenwirken ist keine Kooperation.
2. *Interdependenz*: Gegenseitige Abhängigkeit ist für Kooperationen unerlässlich, d. h. ohne Interdependenz fehlt der Kooperation die Bindung.
3. *Gemeinsamkeit*: „Gemeinsames Handeln bzw. gemeinsame oder sich ergänzende Ziele sowie ausgewogene Machtverhältnisse“ begründen eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe. Die gemeinsamen Ziele und ausgewogenen Machtverhältnisse sind in Netzwerken idealtypisch umgesetzt.
4. *Vorteilhaftigkeit*: Die gemeinsamen Handlungen müssen zum gegenseitigen Vorteil sein, damit die Kooperationen „längerfristig stabil“ sind. Dabei müssen nicht alle Akteure kurzfristig in gleichem Maße profitieren, nur darf es auch nicht langfristig zu einer Ausbeutungssituation durch Trittbrettfahrer kommen.

In stabilen Kooperationen handeln die Akteure somit eigennutzorientiert, und gleichzeitig wissen sie, dass sie sich in einer nützlichen Kooperation befinden. Eine erfolgreiche Kooperation festigt sich selbst, indem sie ihre eigenen Voraussetzungen stärkt. Umgekehrt kann eine Kooperation in einen Teufelskreis geraten, bei dem mangelnde Vorteilhaftigkeit die Gemeinsamkeit und das Bewusstsein beschädigen und die Kooperation untergraben.

Fragen der Kooperation eigennutzorientierter Akteure werden in der sozialökonomischen Literatur insbesondere in der Spieltheorie analytisch und empirisch bearbeitet. Sie hat sich seit ihrer Grundlegung durch Neumann/Morgenstern (1944) zunehmend zu einem zentralen Ansatz entwickelt, auf den unterschiedliche Humanwissenschaften zurückgreifen. Nicht zuletzt die Wirtschaftsnobelpreise an Nash/Harsanyi/Selten (Grundlagen der Spieltheorie, Nobelpreis 1994), Aumann/Schelling (Theorie der wiederholten Spiele, Nobelpreis 2005) und Hurwicz/Maskin/Myerson (Mechanismus Design, Nobelpreis 2007) haben dieser eigennutzorientierten Betrachtung von Kooperation zum Durch-

bruch in der wissenschaftlichen Gemeinschaft verholten. Ihr Grundgedanke ist die Modellierung sozialer Interaktion in Entscheidungssituationen, bei denen Interessenkonflikte und Koordinationsprobleme vorliegen.

„Gegenstand der Spieltheorie sind Entscheidungssituationen, in denen das Ergebnis für einen Entscheider nicht nur von seinen eigenen Entscheidungen abhängt, sondern auch von dem Verhalten anderer Entscheider. Spieltheorie ist also eine Theorie sozialer Interaktion.“ (Rieck 2013, S. 21; Herv. i. Orig.)

In der spieltheoretischen Interaktion verfolgen mehrere vernünftige Entscheider ihre eigenen Interessen, so dass sich aus der gesamten Struktur des Spiels eine strategische Interaktion insbesondere in Form einer Kooperation ergeben kann. Ebenfalls ist eine Konfliktlösung möglich, und es ist Hauptthema der Spieltheorie, herauszuarbeiten, welche der beiden Lösungen sich ggf. in welcher Kombination durchsetzen wird. Dies wiederum hängt von den Eigenschaften des Spiels – seinen Regeln – ab. Diese Regeln können dazu führen, dass einzelne Strategien immer besser sind als andere (strikt dominierende Strategien) oder mindestens gleich gut wie diese (schwach dominierende Strategien). Diese Strategien dominieren, da rationale Spieler bei gegebenen Regeln ähnliche Verhaltensstrategien entwickeln werden. Dies ist der Grund, warum – nach dem Konzept der Spieltheorie – die Chance, die Notwendigkeit und ggf. auch die Unmöglichkeit von Kooperation rationaler Akteure in den Spielregeln angelegt ist (Rieck 2103, S. 26).

Es liegt auf der Hand, dass mit Blick auf die Spieltheorie am ehesten an strategische Spiele wie Schach u. a. und jedenfalls nicht an reine Glücksspiele zu denken ist. Allerdings ist im Gegensatz zum Schach die Lage noch komplexer. So können auch mehr als zwei Akteure beteiligt sein, es kann mehrere verbundene Spiele geben und vor allem können in einem Spiel auch beide Spieler gewinnen, was dann unmittelbar zur Kooperation überleitet. Letztlich ist in der Spieltheorie eine Vielzahl weiterer Differenzierungen möglich, von denen im Folgenden nur drei herausgehoben werden sollen:

1. In den Spielen kann der Vorteil des einen gleich dem Nachteil des anderen sein (*Nullsummenspiel*), oder beide können rational eine Handlungsstrategie einnehmen, welche in der Summe für beide lohnend oder nicht lohnend ist (*Nicht-Nullsummenspiel*). Dabei ist die erfolgreiche Kooperation als Win-win-Spiel als spezieller Fall den Nicht-Nullsummenspielen zuzuordnen. Nicht-Nullsummenspiele können auch nur einer Seite (win-lose) oder aber keiner Seite (lose-lose) ein positives Ergebnis bringen. Nur in den vergleichsweise seltenen Win-win-Spielen ist eine Kooperation möglich.
2. Die Spiele können *kooperativ* (mit der Möglichkeit, verbindliche Vereinbarungen zu treffen) oder *nicht kooperativ* (ohne die Möglichkeit, verbindliche Vereinbarungen zu treffen) sein. Kooperative Spiele sind durch die Möglichkeit der Kommunikation und vor allem der Vereinbarung verbindlicher Verträge charakterisiert. Kooperation in Netzwerken umfasst auch eine intensive Kommunikation untereinander und den Abschluss verbindlicher Vereinbarungen. Daher können Netzwerke in der Regel als kooperative Spiele angesehen werden.

3. Zudem können die Spiele mit nur *einem Spielzug* konzipiert sein oder sich *evolutorisch* bis hin zu unendlich vielen Spielzügen entwickeln. Hier haben evolutorische Spiele mit einer Vielzahl von Spielzügen das Potenzial zur Kooperation und dies besonders dann, wenn im jeweils nächsten Spielzug kooperatives Verhalten belohnt und nicht kooperatives Verhalten (Defektion) bestraft werden kann. Aufgrund ihrer besonderen Realitätsnähe wurden diese evolutorischen Spiele in den letzten Jahren besonders intensiv untersucht.

Sehr eindrücklich vermittelt das oftmals zitierte *Gefangenendilemma-Spiel* (Holler/Illing 2009, S. 2–9; Rieck 2103, S. 49–58) den Effekt der Spielregeln auf die Möglichkeit zur Kooperation. In diesem Spiel sitzen zwei Gefangene isoliert in Untersuchungshaft und müssen entscheiden, ob jeder für sich leugnet oder gesteht. Die Höchststrafe beträgt sechs Jahre und wird dann vergeben, wenn einer der beiden vom anderen verraten wird (-6), der Verräter selbst wird dann aufgrund einer Kronzeugenregelung nur zu einem Jahr verurteilt (-1). Gestehen beide Gefangenen, so werden beide aufgrund ihrer Geständnisse nur zu vier Jahren verurteilt (-4); leugnen beide, so wird man sie aufgrund von Indizien zu zwei Jahren verurteilen (-2). Hieraus ergeben sich folgende Kombinationen für die Gefangenen A/B: Einseitiger Verrat (-6 / -1) und (-1 / -6), beidseitiges Geständnis (-4 / -4) und beidseitiges Leugnen (-2 / -2).

Gestehen die beiden Gefangenen, so werden sie somit nach diesen Regeln zu einem oder maximal vier Jahren verurteilt (bei eigenem Verrat bzw. beidseitigem Geständnis); leugnen sie, so müssen sie mit zwei bis zu sechs Jahren rechnen (bei beidseitigem Leugnen bzw. Verrat des anderen). Im Durchschnitt kommt damit das Geständnis auf 2,5 Jahre Haft ( $(-1 + -4) / 2 = -2,5$ ), das Leugnen jedoch auf vier Jahre ( $(-6 + -2) / 2 = -4$ ). Daher ist das Geständnis für jeden der beiden Gefangenen, die sich ja nicht verbindlich absprechen können und die nur einmal gefragt werden, aus individueller Sicht rational und damit eine dominante Strategie. Sie haben beim Geständnis zwar mit einer geringen Strafe zu rechnen, laufen aber nicht Gefahr, wegen Verrat des anderen und eigener Leugnung besonders hart bestraft zu werden.

Jedoch sind diese Regeln sehr restriktiv und haben wenig mit der Netzwerkrealität gemein. Hier ist vielmehr Kommunikation die Regel, wodurch ein viel günstigeres Spielergebnis zu erwarten ist. Könnten die Gefangenen kommunizieren und – vor allem – verbindliche Absprachen für die Zukunft treffen, so würden sie sich gegenseitig kooperativ entlasten und beide würden aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Diese und jede andere Ausweitung ihrer Handlungsoptionen würde die Kooperationsmöglichkeit erhöhen, und die Kooperation würde ihre Lage verbessern. Da im Gefangenendilemma jene Handlungsoptionen jedoch nicht gegeben sind, befinden sich die Gefangenen in einer Dilemmastruktur: Indem sie individuell, isoliert und mit Blick auf einen einzigen Spielzug rational entscheiden, entscheiden sie sich zum beidseitigen Nachteil.

Das Dilemma der Gefangenen ist der Erfolg des Staatsanwalts. Er hat die Regeln so geschaffen, dass sich die Gefangenen in einer Dilemmastruktur befinden. Hätte er andere Regeln verordnet – vor allem die Möglichkeit, kooperativ verbindliche Verträge einzugehen – so hätten sich die Gefangenen auf ein anderes